

**FRANCIS BRENN**  
**DAS GESICHT IM SPIEGEL**

*Kriminalroman*

**1**

**U**nter steckigen, kohlrabenschwarzen Strähnen hervor schien der junge Mann mit stahlblauen Augen verwegen den Blick seines Betrachters aushalten zu wollen. In einer grauen Trägerhose posierte er, braungebrannt, mit nacktem Oberkörper vor einem ausgesteckten Trassee, wo sich offensichtlich demnächst eine Bahn oder eine Asphaltstraße durchfressen sollte. Hinter ihm bildeten Pickel, Schaufeln und eine etwas angerostete Schubkarre den Mittelteil der Aufnahme. Der Junge legte die angegilbte Fotografie zurück und kramte weiter in der schmalen Schreibzeugschachtel, auf deren Deckel sich zwei Edelweiß kreuzten, etwas klobig in das Fichtenholz geschnitzt. Nebst weiteren kleinen Habseligkeiten, wie Militärknöpfen, der Haarspange eines Mädchens, buntem, sorgfältig zusammengepresstem Silberpapier, fand er auch Federn und Bleistiftstummel. Die kamen dem Jungen fremd vor. Ein Schweizer Schüler war sich eigentlich rot lackierte Bleistifte gewohnt, die Stiftstärke goldgeprägt wie auch der Name „Caran D'Ache“, dem eine Armbrust, wehrhaftes Zeichen Schweizerischer Wertarbeit, vorangestellt war. Das gehörte zum visuellen Erfahrungsschatz eines Schweizer Buben dieser Jahre, wie die Ovomaltine zum Frühstück, Alpenmilchschokolade aus der lila Packung und natürlich das rote Militärmesser mit dem chromglänzend eingelegten Schweizerkreuz. Diese Stummel hier hatten jedoch eine rohe Holzoberfläche - nur ein schwarzer Aufdruck sollte vermutlich die Minenstärke verraten. Das erkannte er noch an der arabischen Zahl „2“, aber die restlichen Worte waren für ihn ein spanisches Dorf. Auf einem kleinen, blassrosafarbenen Zettel – er dachte an eine Eintritts- oder Bahnfahrkarte - kamen seltsame Wörter mit vielen kleinen Strichlein auf den „Ó“, den „Ú“ und auch den „Z“ vor. Von diesen „Z“ gab es besonders viele, was ihm auffiel, denn das war ein Buchstabe, der im Deutschen auch ohne Hütchen lange nicht so häufig vorkam. Vermutlich hatte in der Schachtel auch einmal ein Bonbon gelegen, denn ein wenig verklebt, haftete noch ein zweifach gefaltetes Papier an der Karte. Hier stand, diesmal in Deutsch: „Ausweiskarte zum freien Passieren der Wache bis 23:30h“. Weiter unten: „Poln. Internierte, Kontr.-Nr. sowieso“, und bei der Unterschrift: „Orts-Kdo. Wettbach“. Über dem

ganzen lag ein großer Stempelaufdruck: „FEBRUAR 1941“. Auf dem Grund der Schachtel klebte noch ein zweites Foto. Er wollte es ablösen, aber es gelang ihm nicht. Seine Finger fühlten sich taub an. Er hielt die Schachtel näher an sein Gesicht, um besser zu sehen, wo das Stückchen Papier klebte, doch ihm verschwamm alles vor Augen. Seine Hände wurden weich wie Watte, schwellen gar an und gehorchten ihm überhaupt nicht mehr.

Francis Brenn versuchte, die Augen aufzuschlagen, um auf seine Hände zu sehen. Doch er war unsicher, ob es ihm gelungen war, sie zu öffnen. War er mit offenen Augen von Nacht umgeben? Plötzlich durchschnitt ein dünner Strahl von Wachbewusstsein seinen Traum. Er wollte ihn mit aller Kraft festhalten – in die Wirklichkeit zurückkehren. Sein ganzer Körper wurde von Schmerz durchflutet, er hätte nicht eine einzelne, bestimmte Schmerzstelle festmachen können. Seine Gedanken waberten durch Nebel zu ihm, versuchten vage bloß Form anzunehmen. Dumpf fragte er sich, was mit ihm geschehen war. Dann erinnerte er sich eines unbestimmten Gefühls der Verunsicherung. Hätte er nicht schon viel früher auf seine innere Stimme hören sollen? Vom Moment an, da er seinen Fuß auf Warschauer Boden gesetzt hatte, waren ihm eine ganze Reihe von Warnsignalen begegnet. Bereits nach seiner Ankunft befremdete ihn diese Sache mit dem Dolmetscher. Kaum war er in seinem Hotelzimmer eingeschlafen, so schien es ihm zumindest, hatte ihn ein scheppernder Telefonsummer aus der Nachtruhe aufgeschreckt. Vor den Fenstern war es auf jeden Fall noch dunkel gewesen. Eine leise aber feste Frauenstimme, welche sich fast ohne Akzent als Teresa Deja vorstellte, hatte sich am Apparat gemeldet: der von ihm engagierte Dolmetscher, mit dem am Morgen ein Treffen vereinbart war, sei plötzlich erkrankt, sie würde ihn jedoch auf Wunsch vertreten. Als Brenn einwilligte, schlug sie sein Angebot aus, sie bei sich zuhause abzuholen, sondern bestand mit eigensinniger Vehemenz darauf, ihn an einer bestimmten Straßenkreuzung zu treffen. Trotz beißender Kälte erwartete sie ihn in einem hellen, geblühten Röckchen, ergänzt bloß durch eine auch nicht besonders warm wirkende Jacke, welche farblich nicht zum Rest passen wollte. Auch wartete sie nicht alleine - an ihrer Hand hielt sie ein kleines, rothaariges Mädchen. Sie entschuldigte sich: sie sei alleinstehend und könne die Kleine ausgeschlossen sich selbst überlassen. Ob es Brenn etwas ausmache, wenn das Kind dabei sei. Was sollte er jetzt wohl einwenden, fixiert von einem Paar großen, aufgeweckten Mädchenaugen, die ernst und fordernd zu ihm aufblickten! Als Nächstes stellte sie Brenn vor die Tatsache, dass sie für ihn einen Leihwagen bei einem Bekannten organisiert hatte, das komme ihn günstiger, als der vom Autoleasing. Auch offerierte sie ihm eine Bleibe bei Freunden, wenn er denn möchte. Doch hatte ja Kathrin von seiner Agentur am Zürcher Rennweg aus diesen Wagen reservieren lassen, genauso wie sie für den Dolmetscher, das Hotelzimmer und noch so vieles mehr gewissenhaft besorgt gewesen war. Nicht umsonst war sie in der Agentur zu dem

scherzhaften Übernamen „Miss Moneypeny“ gekommen. Hier hatte sich aber offensichtlich eine rätselhafte, schier unausweichliche Eigendynamik seiner ursprünglichen Pläne bemächtigt. Brenn wollte sich in einem ersten Impuls auf die Hinterbeine stellen, besann sich dann aber doch eines Besseren. In einem fremden Land sollte man sich vielleicht doch auch etwas auf dessen Gepflogenheiten einlassen, sagte er sich – er, der ja sonst stets so viel von Weltoffenheit und Toleranz hielt. So blieb ihm eigentlich nicht viel anderes übrig, als den Mietwagen der Verleihfirma zurückgeben und sich auf das, was kam, einzulassen. Die zwar ziemlich unpersönliche und auch etwas überteuerte Suite in einem modernen Hotelkasten behielt er jedoch vorläufig, auch wenn sie ihm nicht gefiel. Wenigstens darüber, wo und wie er logierte, wollte er die Regie behalten. Aber in den nun folgenden Tagen beschlich ihn immer wieder einmal ein leichtes Missbehagen. Das Verwirrendste war, dass er sich kaum des unbestimmten Eindrucks erwehren konnte, überall schon erwartet zu werden, wo immer er auch hinkam. Doch wer hätte schon wissen können, dass er in Polen war? Seit gestern nun war er sich sogar gewiss, bei seinen Streifzügen durch die Stadt verfolgt zu werden. Er konnte sich jedoch schlicht nicht vorstellen, wer angesichts seiner harmlosen Nachforschungen ein Interesse an seinem Tun hätte.

Sein Gedankenfaden wurde wieder brüchig, riss ab – er versank in seiner Nacht. Düstere Bilder drängten sich vor, zuerst noch kaum kenntlich. Doch schmerzhaft wurde plötzlich die Finsternis von einem gleißenden, einzelnen Lichtstrahl durchschnitten.

Er stand in einem niedrigen, langezogenen Raum, an dessen Ende irrisierendes Tageslicht durch einen Spalt zwischen den Holzlatten hervorblitzte. Noch immer hielt er die fremde Schreibzeugschachtel in seinen Händen – doch jetzt gelang es ihm, das kleine Bildchen zu fassen, welches zuunterst an einem Stück Fotokarton haftete. Er löste es vorsichtig ab, drehte es um und schaute jetzt in das lachende, runde, mit dunkelblondem Kraushaar umrahmte Gesicht der ehemaligen Kellnerin aus dem Restaurant „Falken“, der Milli. Er hatte sie sofort erkannt, die Milli. Nicht nur, dass der „Falken“ von seinem Elternhaus und auch vom Schulhaus aus zu sehen war. Nein, da war noch etwas anderes! Der Milli schauten sie - heranwachsende Buben - je größer sie wurden, desto aufgeweckter - wie einem fleischgewordenen Versprechen zu, wenn sie vor den Gasthof trat, um mit ihrem wogenden Busen und kurzen Rock etwa eine Schürze auszuschütteln oder einem Gast nachzulachen. Ihr perlendes Lachen war der Sirengesang, den einige biedere Hausfrauen im Dorf „liederlich“ zu nennen sich bemüßigt fühlten. Und damit unausgesprochen wohl die ganze Milli meinten. Bei ihm zuhause hatte man jedoch nie derart über die Serviertochter geredet. Man lebte zuhause überhaupt mit einer etwas lakonischen Distanz zu den Fährnissen des Dorfes und seiner Bewohner. Ja eigentlich suchte man

überhaupt recht wenig den Kontakt mit diesem Dorf. Vater lachte nur auf den Stockzähnen, wenn von Milli die Rede war und Mutter zuckte mit den Schultern, wenn Frauen beim Tratsch auf dem Dorfplatz bei ihr nach einer Verbündeten in Sachen Milli suchten.

»Fraaancis....! Francis!«

Der Ruf seiner Mutter war schon seit einer Weile an sein Ohr gedrungen. Ihm widerstrebte es, seine Forschungen jetzt zu unterbrechen, er reagierte nicht. Es ging wohl um den Abwasch. Er wusste, sie würde ihm sein Verschwinden nicht lange nachtragen. Zuerst grollte sie zwar ein wenig, auch weil er immer, wenn er dann endlich auftauchte, mindestens dreckig und voller Spinnweben war, manchmal sogar voller Wagenschmiere. »Das Buben immer dreckige Hände haben müssen! Was treibt ihr eigentlich die ganze Zeit?« rief sie manchmal entnervt aus. Ihr Zorn verrauchte aber so rasch, wie er gekommen war. Auch dafür liebte er seine Mutter. Und zudem war er hier in seinem ganz persönlichen Reich. Hier konnte ihn niemand stören - konnte er sich dem Fluss seiner Gedanken und Träume hingeben. Das Bauerngut, bei dessen Scheune die Werkstatt angebaut war, machte einen schon recht altersschwachen Eindruck. Die meisten Dinge hier wirkten irgendwie stehen gelassen, als hätte sie seit Jahrzehnten niemand mehr in Händen gehabt. Ein Dornröschenschlaf! Bewohnt wurde es, so lange man sich im Dorf erinnern konnte, nur noch von der einzigen Überlebenden dieser Familie, einer ledig gebliebenen Schwester des letzten Sohnes des Bauern. Auf Briefumschlägen, welche ihr die Post, etwa von der Gemeindeverwaltung oder von der Kirche aus, zustellte, konnte er manchmal lesen: „Marie Stambach, Haustochter, Wettbach“. Francis war einigermaßen erheitert darüber, denn die „Haustochter“ war weit über siebzig - er durfte sie Marie nennen. Ein frommes, gutmeinendes Fräulein, das in dem Wildwuchs, der sich rund ums Gehöft ausbreitete, zu Francis Entzücken ausschließlich Gottes Wille erblickte: »Der Herr lässt das alles so wachsen! Seien wir ihm doch dankbar dafür und wie wunderbar er diese Welt erschaffen hat!« Diese Weltschau hätte es ihr auch nicht gestattet, zwischen Kraut und Unkraut eine eingreifende Trennlinie zu ziehen. Und Francis ergab sich noch so gern dem olfaktorischen Strom, der ihn jeweils zu betäuben suchte, wenn, wie heute wieder, die niederbrennende Sonne die ätherischen Düfte aus der gottgefälligen Unkrautsammlung aufspaltete: Thymian, Rosmarin, Lavendel, Teerosen, Dill, ja sogar die goldenen Quitten gaben leise etwas von ihrer vornehmen Note ab, stand man etwas in ihrer Nähe. Doch nicht allein der Garten war gesättigt von Duftkompositionen, Francis erschnupperte auch die Geschichte der Holzriemen der Bretter, mit denen die Mitte des Bodens der Scheune ausgelegt war. Sie strömten jetzt im Sommer - noch nach Jahren - den kellerkühlen Duft süßen Apfel- und Birnenmostes aus, der vor langer Zeit beim „Mosten“ ausgeflossen war. Im „Baumgarten“ standen ja auch noch die kirchturmhohen, uralten Birnbäume und ebenso alte Apfelbäume, die süße Äpfel von Sorten hergaben,

deren Namen man sich heute schon bald nicht mehr erinnerte. Nachdem seine Mutter nochmals einen Anlauf genommen - ihren Ruf noch etwas variiert hatte, um dann zu resignieren, wusste Francis, dass die Gefahr nun vorüber war. Natürlich hatte er jetzt keine Zeit, er war beschäftigt, hatte zu tun. Denn dieses Versteck hier hatte er gerade eben erst entdeckt. Fräulein Stammbach -, also Marie, hatte ihm erlaubt, in seiner Freizeit etwas in dieser Werkstatt herumzustöbern. Das heißt, im Grunde lief das Ganze unter einem andern Titel. Eigentlich hatte er sich angeboten, für sie kleine Reparaturen zu erledigen, weil er Metall nicht nur sägen und feilen, sondern sogar löten konnte. Aber da der Zeitrahmen offen war, trödelte er tagelang herum, sog versonnen den Hauch einer langen Familien- und Dorfgeschichte ein, welcher durch die verlassen Räume wehte - und die meiste Zeit standen gar keine Reparaturen an. Aber Marie machte sich darüber keine Gedanken und ließ ihn gewähren. Sie ging vermutlich davon aus, dass der liebe Herrgott kleine Jungs genauso wie ihren Fenchel wachsen lasse: mit Muße, ohne störende äußere Eingriffe - allein dem Wirken seiner göttlichen Fügung anvertraut. Bis gestern hatte es kein künstliches Licht gegeben in der Werkstatt, er musste mit dem Tageslicht, welches durch ein halbblindes, kleines Fenster, sowie durch die Ritzen zwischen den Bohlen hereinkroch, auskommen. Dann hatte Francis in der Scheune hinter einer Holzbeige endlich das Bleirohr entdeckt, welches die stromführenden Drähte enthalten musste. Zuerst an einem dieser Rohre befand sich eine verstaubte Porzellandose. Die hatte er vorsichtig geöffnet und, mit einem Stück Holz, die Drähte wieder in die Messingzwingen geschoben. Dann schraubte er in der Scheunenlampe die Glühbirne heraus und setzte sie in die Lampenfassung unter einem weißen Emailschildchen, welche in der Werkstatt von der Decke baumelte. So war er plötzlich zu einem, wenn auch armseligen, rötlichen, Licht gekommen, welches zwar kaum ernsthaft Erhellung brachte. Aber das hatte immerhin genügt, dass er sich um Bezirke der Werkstatt kümmern konnte, wo er sonst im Finstern nichts erkannt hätte. Und so kam es, dass er zuhinterst diesen bis anhin verdeckten Gang entdeckte, der ebenfalls Richtung Scheune führte, der aber länger war, als jener, wo er sonst immer herkam. Er hatte begriffen, dass er hier auf etwas Ungewöhnliches gestoßen war! Bei der weiteren Untersuchung fand er heraus, dass einige Bohlen nur eingeklemmt waren, nicht richtig eingefahren. Zwei hatten sich leicht herausnehmen lassen. Da stand er nun plötzlich in einem schmalen, kleinen Zwischenraum. Aufgeregt hatte er erkannt, dass die Spuren hier auf das Versteck eines Menschen hindeuteten, wenn auch seit Ewigkeiten verlassen. Aber auf dem Boden zeugten noch etwas Stroh, eine Woldecke, ein Becher aus Steingut und daneben ein aufgeschlagenes Buch, in einer Ecke sogar ein Paar braune Schuhe, von seiner einstigen Anwesenheit. Francis blätterte in dem Buch. Sein Inhalt bestand aus ähnlichen Wörtern, wie er sie später dann auch auf dem rosa Zettel in dieser kleinen Holzschatulle fand. Wusste Marie von diesem Versteck? Hatte sie den Menschen gekannt, der hier

hauste - oder hatte sich der so heimlich hier aufgehalten, dass keiner im Haus seine Anwesenheit bemerkt hatte? War es ein Ort des Rückzugs von einem ehemaligen Bewohner des Gutes? Oder hatte sich gar jemand auf der Flucht verstecken müssen? In Francis Vorstellung formten sich die verwegesten Geschichten, er war vollkommen aufgewühlt, konnte die Gegenwart des vermuteten Gastes förmlich spüren - schon fast riechen. Er hatte Phantasie unter seinem braunhaarigen Wuschelkopf- sogar im Übermaß und ein reiches Innenleben. Die kleine Kammer mit ihren spärlichen Indizien reichte ihm für einen ganzen Roman! Er nahm die Schreibzeugschachtel wieder auf und pfadete sich durch den Gerümpel zur Scheune hinaus, er musste Marie finden, dem Geheimnis auf die Spur kommen! Nach so langer Zeit im Dunkel war er geblendet und wäre fast auf ein Huhn getreten, welches in der Nachmittagssonne, als würde es brüten, im heißen Sand gehockt hatte. Unter gackerndem Protest flatterte es davon. Wann würden Hühner es endlich aufgeben, fliegen zu versuchen? Wie sah das nur aus...! Nun ja, zu Fuß machten sie auch nicht eine viel bessere Gattung! Hinter dem Haus im Hof rauschte ein großer Brunnen mit einem schmucklosen, langgezogenen Sandsteintrog vor sich hin. Schon der Anblick des kristallklaren Strahls, welcher der Mündung des einfachen Rohres entströmte, ließ Francis ein paar Mal leer schlucken. Er kniete auf den feuchtglänzenden, bemoosten Brunnenrand und trank gierig, bis er einen kalten Bauch hatte, was bei dieser Hitze angenehm war. Hier, zwischen einem recht weitläufigen, mit Maschendraht umzäunten Hühnerhof und dem Innenhof erwartete er, Marie anzutreffen. Hier draußen, in der nützlichen Nähe des Brunnens, rüstete sie sonst ihr Gemüse, machte sie im Sommer den Abwasch, hackte Kleinholz für ihren Herd oder rupfte auch mal ein Huhn. Letzteres zwar tatsächlich selten. Viele ihrer Hühner hatten bereits ein metusalemisches Alter erreicht, denn auch wenn sie schon vor Zeiten zu legen aufgehört hatten, ließ sie sie am Leben. Hackte sie dann doch eines Tages so einem Tier den Kopf ab, war es jeweils so alt, dass sie acht Tage lang Hühnersuppe auf dem Herd stehen hatte, von der sie nur das Gemüse ergänzte. Denn das Huhn zu essen wäre nicht mal einem ausgehungerten Wolf mehr eingefallen, bei dem Alter, das es erreicht hatte. Geschweige denn der vollkommen zahnlosen Marie. Aber wo steckte sie jetzt bloß?

Er fand sie doch sonst meistens in der Nähe des Hofes und sie ging ja nie weit! Doch auf sein wiederholtes Rufen blieb diesmal alles still. Aber dann erweckte plötzlich ein grelles, langgezogenes Quietschen und Kreischen aus der Ferne seine Aufmerksamkeit. Er huschte zur Gartenhecke und erblickte durch die Sträucher das Fuhrwerk der Bierbrauerei. Auf der leicht abschüssigen Strasse zum Falken hinunter zog der Bierfuhrmann die Bremsen an, damit sich das schwere Gefährt den beiden mächtigen Kaltblütern nicht in die Beine drückte. Dann bog er in einer weiten Kurve auf den Platz vor der Wirtschaft ein, machte: »Brrrrr!« zu den hellbraunen Rossen mit den grossen Hufen, stieg ab und warf

sich routiniert einen ledernen Nackenschutz um. Mit schwerem Schritt ging er nach hinten, zog eine Harke hervor. Die schlug er mit einem dumpfen Geräusch in den Eisbarren, dass es nur so von Kristallen spritzte. Er zog ihn zu sich hin, um ihn an seinem Leib, vom Lederschurz geschützt, aufzustellen. Dann bückte er sich vor und schob ihn mit einem Ruck auf die Schulter. Tausendfach spiegelte sich die Sonne in dem harten Eis. Er stapfte Richtung Wirtshaus damit - selbst aus der Entfernung konnte Francis verfolgen, wie das kühle Nass auf dem ausgetrockneten Weg eine dunkle Spur tropfte. Der Falken brauchte das Eis nicht nur zum Kühlen des Biers, sie hatten auch eine Metzgerei angegliedert. Dort standen die mannshohen Eiskasten mit dicken, isolierenden Türen, die mit diesen Eisblöcken gekühlt wurden. Plötzlich wurde sich Francis wieder gewahr, dass er sich, wie es ein bisschen seine Art war, hatte ablenken lassen und fühlte sich erneut gehetzt. Er trat aus dem Schatten des Innenhofs heraus und beschleunigte seine Schritte in Richtung des unteren Teils des Grundstücks, wo sich nochmals ein weitläufiger, verwilderter Garten erstreckte. Hier musste man durchs hohe Gras und allerhand Wildwuchs waten. Im Laufe des Sommers entstanden jedoch ab und zu schmale Trampelpfade, wo Marie - zum Beispiel - zu den Beerenstauden gelangte, um sie abzuernten. Und tatsächlich: aus der explosionsartig gewucherten Natur heraus leuchtete, sich rhythmisch auf- und ab wippend, ihr weißes Leinen-Kopftuch heraus. Er begann zu rennen.

»Hoi Marie!« grüßte er, außer Atem.

»Bub! Ja grüß dich! Was bist du denn so gerannt?«

Seine Aufregung konnte ihr ja wohl kaum entgangen sein. Doch wusste er auch, er konnte sie nicht so einfach mit seiner Neuigkeit überrumpeln, so was machte sie nur verschlossen. Sie fuhr denn auch, ohne wirklich eine Antwort abzuwarten fort, ihre Beeren zu pflücken, mit einer Langmut, die auf Francis in seiner Situation schon fast provozierend wirkte. Er hatte aber gelernt, einen gewissen Respekt davor zu haben, wenn Marie bei der Arbeit war. Für ältere Leute hatte Arbeit etwas unheimlich ernsthaftes - und was Kinder zu erzählen hatten, konnte sowieso nicht wichtig genug sein. Also übte er sich, wenn auch mit kolossaler Anstrengung, in Geduld. Um ihren Leib lief eine ausgebleichte Hanfschnur, an der sie einen Kratten befestigt hatte. Darin sammelte sie die Früchte, zumindest diejenigen, die sie hineinlegte. Nicht alle schienen jedoch den Weg in dieses Körbchen zu finden, beobachtete man ihre Kiefer, die fleißig mahlten. Dann endlich - endlich hielt sie inne, wischte sich den Schweiß von der Stirn, löste die Schnur und stellte den ersten Kratten, der nun schön voll war, behutsam ins Gras. Jetzt packte Francis endlich die Gelegenheit beim Schopf und streckte ihr die gefundene Schreibschachtel geöffnet entgegen: »Schau mal, Marie, was ich gefunden habe!«

Mit ihren stets leicht wässerigen Augen blickte sie auf seinen Schatz: »Ja, sieh nur! Wo hast du das denn gefunden?«

»Da ist ein Versteck da oben! Zwischen der Werkstatt und der Scheune, mit Stroh zum Liegen! Eine Laterne und Bücher gibt es da auch, jemand muss sich dort versteckt haben!«

»Aber Bub, was erzählst du denn da!«

Er streckte ihr die Fahrkarte mit der fremden Schrift entgegen: »Hier, siehst du, das lag auch darin!«

Sie schob seine Hand etwas von sich weg und meinte: »Ohne meine Brille musst du es weiter weghalten, ich sehe sonst nichts...«, sie versuchte, aus der richtigen Distanz mit zugekniffenen Augen etwas zu lesen, dann meinte sie, etwas irritiert: »Das ist fremdländisch - das kann ich nicht verstehen – nein - deutsch ist das nicht!«

Francis kramte auch noch das Foto mit dem Mann in den Trägerhosen hervor und hielt es ihr ebenfalls vors Gesicht. Doch sie glaubte, wenn auch ein wenig unsicher geworden, den Mann nicht zu kennen, ohne Brille schon gar nicht. Francis gab jedoch nicht sofort auf: »Könnte das dieser Mann gewesen sein, der sich dort oben versteckt hat?« Etwas ungläubig meinte sie: »Ich glaube doch nicht! Da hat sich doch niemand versteckt - nein, nein!«, sie schüttelte den Kopf und wollte sich schon wieder abwenden. Aber er hatte ja noch einen letzten Trumpf: er erzählte noch das mit den Schuhen. »Schuhe?« murmelte sie, jetzt noch skeptischer geworden und blickte nun doch unsicher in Richtung Scheune, »das ist allerdings schon seltsam! Schuhe läßt man doch nicht einfach so stehen - in der Werkstatt! Ja früher, da gab es das vielleicht ein ungerades Mal, dass etwa ein Knecht vom Nachbardorf, wenn er aus der Wirtschaft kam und den Heimweg nicht mehr gefunden hat, dass der dann in der Scheune übernachtet hat. Aber so ein Knechtlein hätte gewiss nicht seine Schuhe dagelassen!«

»Warum hat er denn den Heimweg nicht gefunden?« fragte Francis unbeschwert. Doch Marie lächelte nur verschmitzt und machte: »Oh Bub! Alles willst du immer wissen!«

Es war jedoch sonst nicht ihre Art, viel zu reden. Zudem waren ihr in ihrem langen Leben wohl schon so manche Rätsel begegnet, die sich nicht auflösen ließen dass man sie deshalb am besten auf sich beruhen ließ. Sie wechselte einfach das Thema: »Du kannst einen Kratten nehmen! Iss aber nicht Alles auf! Das Kästchen da kannst du ja behalten, wenn du willst!« Francis konnte nicht ausmachen, ob sie im Sinn hatte, weiter über seine Entdeckung nachzudenken oder eben nicht. Ihr Gleichmut brachte ihn nahe der Verzweiflung. Dass er aber ernten helfen durfte, war immerhin ein kleiner Lichtblick. Er würde mit einer schönen Portion süßer, reifer Beeren belohnt werden, zu der man zu Hause frischen Rahm reichen würde. Francis versuchte, seine innere Spannung vorerst im Zaun zu halten, was ihm mit der Zeit auch einigermaßen gelang. Die stoische, gleichförmige Art - fast wie die des Ackergauls, der solange übers Feld trottete

bis ihn der Bauer anhielt - mit der Marie ihrer Arbeit nachging, wirkte mit der Zeit besänftigend, beinahe einschläfernd auf ihn. Als er jedoch am Spätnachmittag mit einer großen Ohrentasse voller Beeren heimkehrte, nahm er Marie beim Wort und behielt auch die Schreibschachtel mit den beiden Fotos und den fremdländisch bedruckten Zetteln bei sich. Wie eine Trophäe trug er sie in sein Zimmer und verstaute sie tief in seinem Fundus. Das Rätsel um das geheimnisvolle Versteck ließ sich auch in den folgenden Tagen und Wochen nicht lüften. Aber im Laufe der Zeit tagträumte er immer verrücktere Geschichten in seine Entdeckung hinein. Das Versteck suchte er noch ab und zu auf und mit der Zeit erschien es ihm immer bewohnter. Bevölkert von einer Kompanie Figuren, die bald in seiner lebhaften Phantasie durch die Scheune zogen.

»Hee Mann! Leben Sie noch?«

Gute Frage! Brenn versuchte, seine Augen zu öffnen, um sich darüber klar zu werden. Immerhin spürte er eine Hand auf seiner schmerzenden Schulter, die ihn schüttelte. Er wollte Worte formulieren, doch nur Wortbrei kam heraus. Nach einer gewaltigen Anstrengung schaffte er es, in das über ihn gebeugte Gesicht zu blinzeln. Es war ein Mann mit einem Dreitagebart, den es offenbar zu kümmern schien, warum er hier am Boden lag. Der Mann half ihm, sich wenigstens aufzusetzen und lehnte ihn wie einen Kartoffelsack gegen die nasskalte Wand. Der Nebel begann sich allmählich zu lichten, zögernd tauchte er wieder aus seinem Dämmern auf. Wie lange mochte er hier gelegen haben? Hatte er nicht einen Informanten treffen wollen hier in einer kleinen Bar im Warschauer Stadtteil Praga? In dieser kleinen Hinterhofbar, die kaum den Eindruck gemacht hatte, wirklich ein öffentliches Lokal zu sein. Nach und nach kehrte er in die Gegenwart zurück. Er hatte doch zur Toilette gewollt. Man hatte ihm den umständlich verwinkelten Weg dahin beschrieben. Dann war da diese Treppe, die ins Untergeschoss führte, wo er auf einen langgestreckten Korridor stieß, der bloß an dessen Ende von einem armseligen Licht dürftig erhellt wurde. Als er dort angekommen, links zur Toilette einbiegen wollte, gewahrte er plötzlich einen lautlosen Schatten hinter sich und noch ehe er sich umdrehen konnte, überraschte ihn ein gewaltiger Schlag auf den Hinterkopf - dann umfing ihn tiefe Nacht. Jetzt wurde ihm klar, er musste eine halbe Ewigkeit hier unten gelegen haben. Was er in seiner Bewusstlosigkeit durchlebt hatte, waren Episoden aus seinen Kinderjahren auf dem Lande in der Schweiz gewesen sein. Er blickte an sich herunter: Seine Hände, sein Hemd, alles war voller Blut!

Die Fahrt dauerte länger, als Brenn erwartet hatte. Trotz des zügigen Tempos, das sie drauf hatten, waren sie jetzt wohl an die anderthalb Stunden unterwegs. Je weiter sie sich von Warschau entfernten, umso dichter lag der Schnee. Bestand der Wald anfangs noch vorwiegend aus Birken, tauchten sie jetzt in dunklere Regionen ein, wo die weiße Last die die Äste der Nadelbäume tief durchbog. Die letzten paar Hundert Meter bogen sie in einen holprigen, wohl selten befahrenen Waldweg ein. Dann tauchte eine Lichtung auf. Die sich unter der Neuschneedecke nur noch weich abzeichnenden Radspuren, die Miezska wohl am Nachmittag hinterlassen hatte, führten auf einen kleinen Platz und dann stand das Häuschen vor ihnen. Es machte einen gut unterhaltenen, wohnlichen Eindruck. Auf drei Seiten war es dicht von niederem Gehölz umwachsen, einzig die Eingangsseite ging auf diesen kleinen Platz hinaus, der jedoch von mächtigen, alten Kiefern umstanden war. Miezska stellte den Motor ab und als sie ausstiegen, umging sie eine schier unglaubliche Stille. Erst als sich die vom Motorengeräusch etwas tauben Ohren eine Weile daran gewöhnt hatten, vernahm man aus der Ferne gedämpft das Gurgeln eines Bächleins. Brenn verzichtete darauf, einhändig mitzuhelfen, Pakete ins Haus zu tragen. Er stand auf dem Türabsatz, als er Teresa fragen hörte: »He, was sind das hier für Kartons? Die waren nicht da, als ich eingeräumt hatte!«

Miezska nahm die zwei Kistchen unter die Arme und erklärte Teresa, dass das der Cognac und die Zigarren für Francis waren.

»Lebemann!« machte sie mit gespielter Vorwurf zu ihm, als sie sich mit Einkaufstüten an ihm vorbeizwängte.

Als Miezska einmal wieder mit Kartons daherkam, fragte ihn Brenn: »Sag mal, Miezska, du bist doch heute nur einmal hierher gefahren?«

»Am frühen Nachmittag, ja! Warum meinst du?«

»Ach, nur so! Und hier auf dem Platz hast du gewendet?«

»Klar, musste ja wieder wegfahren! Weshalb fragst du eigentlich?«

Brenn konnte es selbst noch nicht sagen, er war sich nicht sicher. Die Radspuren verschwanden ja fast von Minute zu Minute unter der Neuschneedecke. Doch er hätte schwören mögen, dass sie irgendwie zu breit waren, als hätte ein zweiter Wagen ebenfalls Spuren hinterlassen, bemüht, den vorhandenen, ersten Spuren zu folgen. Aber es war möglich, dass er sich das auch nur einbildete. Brenn zog den Kragen hoch und ging einmal ums Haus herum. Stellenweise war tatsächlich kaum ein Durchkommen, so nahe stand das Gestrüpp den Hauswänden entlang. Er lauschte in die Nacht hinaus und versuchte zu orten, wo dieser Bach, der unweit plätscherte, verlief. Doch der Schnee verschluckte alle Geräusche und erschwerte es, die Richtung zu bestimmen. Dann spürte er, wie die Kälte durch

seine Halbschuhe drang. Sie taugten nicht, um im Schnee herumzustacksen. Er kehrte ins Haus zurück.

Teresa hatte mittlerweile eine schon fast weihnachtlich anmutende Atmosphäre hingezaubert. Im Wohnzimmer brannten Kerzen und rotwangige Äpfel glänzten in einer Schale auf dem Tisch, im Ofen hatte sie Holzscheite auf das knisternde Feuer nachgelegt und vor den Fenstern tanzten die dicken Schneeflocken. Józefa spielte auf dem Wohnzimmerboden in sich versunken mit den Lego-Bauklötzchen, welche ihr Brenn geschenkt hatte. Miezska lümmelte in ein Buch vertieft in einem Ohrensessel. Brenn hatte sich mittlerweile daran gewöhnt, dass er ihn stets wieder verblüffte: man stelle sich vor, ein Junge von achtzehn saß weder vor der Glotze, noch am Laptop, sondern las in einem leicht angestaubten Wälzer: Hans Henny Jahns „Fluss ohne Ufer“! Teresa wirkte bereits in der Küche und hatte sich jegliche Hilfe verboten. Als Köchin am Herd hatte sie Brenn bis jetzt noch nicht erlebt. Doch nun trug sie eine Schürze, auf ihrer Stirn lagen Spuren von Mehl, sie hatte einen Mürbeteig zubereitet. Souverän schob sie einen Apfel- und einen Zwetschgenkuchen in den Backofen. Brenn überlegte sich, dass man vermutlich eine Frau erst dann wirklich intim kannte, wenn man sie so gesehen hatte. Man müsste sich wohl all die synthetischen Claudia Schiffers, die vergötterten Julia Roberts mit einer verschwitzten Haarsträhne im Gesicht und etwas Mehl auf der Stirn vorstellen, um sie wenigstens für einmal von ihrem Podest herunterzuholen. Er wischte seiner schönen Teresa zärtlich eine feuchte Strähne aus dem Gesicht, drückte sie an sich und küsste sie. Als er leidenschaftlicher wurde, meinte sie: »Können wir das nicht noch ein bisschen verschieben, Liebster -, ich habe noch einiges zu tun, zudem wird deine Jacke ganz weiß vom Mehl!« Da sprach doch ganz die praktische Hausfrau!

»Dann sag mir halt, wenn ich etwas machen soll!« empfahl sich Brenn in alter Gewohnheit, denn vom Rennweg her war er sichs gewohnt, dass selbstredend er kochte, auf jeden Fall häufiger als Dinah. Das hingegen konnte Teresa wiederum nicht wissen. Deshalb reagierte sie ziemlich konventionell, indem sie antwortete: »Ach, ihr Männer, ihr seid zuständig für die Sprüche und wir Frauen erledigen in der Zeit die Arbeit!«

»Sprüche nennst du das? Dann machen wir doch gleich mal Nägel mit Köpfen! Zeig mir, wo du die Zutaten hast und ich fange an!«

Er entledigte sich seines unpraktischen Verbandes und krepelte, so gut es halt ging, die Ärmel zurück. Kurz darauf sah Teresa zunehmend verblüfft zu, wie er mit höchster Konzentration ein Rindsfilet mit feinen Gewürzen einrieb, fachmännisch mit Brät bestrich, und die Pilze, die sie für ihn geschnetzelt hatte, darauf verteilte. Dann umwickelte er es mit dem Speck, den er zwar als ein wenig zu weiß bemängelte, letztlich jedoch akzeptierte. Dann schlug er das gute Stück in Blätterteig ein.

»Jetzt frage ich mich nur noch, was wir für die Kinder kochen sollen!«

»Welche Kinder meinst du?« fragte Teresa lachend.

»Gut, gut, ich habe ja verstanden, Miezy-Miezska gehört wohl nicht mehr zu den Kindern! Aber was ist mit Józefa?«

»Du wirst sehen, Miezska ist bereits ein kleiner Feinschmecker und Jozy wird einfach etwas mehr von den Früchtekuchen abbekommen, sollte sie wider erwarten dein Kunstwerk verschmähen! Möglich, dass sie die Pilze nicht so mag.« erwiderte sie pragmatisch.

Sie arbeiteten in geschäftigem Nebeneinander an ihren Speisen weiter. Teresa bereitete eine köstliche Gemüseterrine vor, Brenn wollte noch ein Dessert kreieren, eine Mousse au Chocolat. Schließlich hatte er den Cognac dafür ja schon mitgebracht. Aber dann kritisierte er, es sei nicht genügend Rahm im Haus. An dem Punkt wurde es Teresa zuviel. Zuerst der Speck und jetzt der Rahm und gerade vorhin hatte er auch noch gemotzt, dass es nur getrockneten Estragon hatte! Sie sah sich veranlasst, einige Dinge klarzustellen: »He, tu nicht so heikel! Was glaubst denn du, wie viele Menschen in Polen sich überhaupt ein solches Stück Fleisch leisten können, und dazu noch an einem gewöhnlichen Werktag?«

»Ja, ja, ich habe bereits verstanden, nimms mir nicht übel! Übrigens ist mir schon immer aufgefallen, dass du auch in Restaurants nicht besonders auf die Preise achten musst. Wie kommt das?«

»Das sind die Segnungen der Charlotte Kraft! Entscheidet sie sich, dich unter ihre Fittiche zu nehmen, dann sorgt sie auch umfassend für dich. Man kann ganz - ganz hübsch verdienen dabei! Das war ja unter anderem auch der Grund, dass ich mich verleiten ließ, dich für sie auszuspionieren! Sorry, immer wieder sorry!«

»Mit dem sorry hören wir jetzt auf!« wehrte Brenn mit einer wegwerfenden Handbewegung ab und vertiefte sich in die Zubereitung seines Kartoffelgratins.

Als Teresa die beiden Früchtekuchen zum Auskühlen herausnehmen konnte, schickte Brenn sein „Filet im Teig“ in die Röhre und stellte die Hitze niedrig. Darauf machten sie sich ebenfalls im Wohnzimmer gemütlich. Teresa öffnete eine Flasche spritzigen Weissweins. Mit dem Glas in der Hand lauschten sie dem Knistern des Feuers, dem einzigen Geräusch weit und breit, sah man vom gelegentlichen Quieten Józefas ab, wenn sie es jeweils wieder geschafft hatte, ihren Legoturm zu zerstören.

»So stelle ich mir glaub ich Family Life vor!« bemerkte Brenn in die Stille hinein. Teresa schaute ihn zweifelnd von der Seite her an und meinte: »Family Life? Von welcher Familie sprichst du, Francis? Miezska ist gerade mal solange bei mir, wie du aufgetaucht bist. Mit Jozy bin ich sonst meistens alleine. Und du...? Du wirst auch bald wieder gehen, dein Job hier ist erledigt, seien wir realistisch!«

»Ich hasse realistische Frauen!« versuchte Brenn scherzhaft zu sein und legte seinen Arm um sie. Doch gleichzeitig wurde seine Kehle zugeschnürt. Nur zu deutlich war ihm bewusst geworden, dass sie die rohe Wahrheit gelassen

ausgesprochen hatte. Ihre Idylle hier war von der Zeit bedroht. Hatte er denn nicht sein Leben in den letzten Jahren mit Umsicht auf Beständigkeit ausgerichtet? War ihm nicht das lockere Zusammenleben mit Dinah als der Weisheit letzter Schluss für ihrer beiden Bedürfnisse vorgekommen, ein Arrangement, dass er nur im Äußersten aufs Spiel setzen würde? Aber warum hingen sie eigentlich so an dieser Form des Zusammenlebens? Beide hatten sie Ehen hinter sich, die sie eher verbiestert und in beiden Fällen erleichtert beendet hatten. Für Dinah wusste er das ja nicht so genau, aber was ihn selbst betraf, war er sich bewusst, dass er einfach nicht reif gewesen war für eine Bindung, immer wick er ihr aus. Bildete sich ein, Unabhängigkeit wäre das oberste Gebot in seinem Leben. Er hatte lieber zurück in die „Familie“ gewollt, in die grosse Familie von Wettbach, wo alle Generationen in friedlicher Koexistenz zusammengelebt hatten. Doch die seine war eine imaginäre Familie, welche aus Unabhängigkeiten bestand, die er auch nach eigenem Gutdünken zusammenstellen, ja zwischendurch auch mal verlassen konnte. Allerdings stimmte das Bild der Familie eigentlich nicht mehr. Besser hätte er sich wohl von dieser Vorstellung gelöst und wäre konsequent eine Bindung eingegangen. Unterschwellig ahnte er das ja auch. Doch mit der Zeit war er zu bequem geworden, etwas zu ändern, solange es mit Dinah doch so gut funktionierte. Jetzt war er gefährlich nahe daran, sich hier in ein Abenteuer zu stürzen, das einem Sprung ins kalte Wasser gleichkam. Ob er springen würde, hing jedoch nicht nur von ihm ab. Würde sich auch Teresa darauf einlassen wollen? Oder bildete er sich diese Option etwa bloß ein? Und überhaupt, was erwartete er eigentlich von dieser jungen Frau? Zwischen ihm und Teresa stand gut und gern eine Generation! Doch in den letzten Tagen hatte er nur allzu schmerzlich erfahren, dass sie ihm in jeder Stunde fehlte, in der er ihre Gegenwart nicht spürte, ihrem Zeitlupenblick nicht standhalten musste. Plötzlich bemerkte er, dass Józefa im Spiel innehielt und ihn mit großen, ernsten Augen musterte. Konnte das Mädchen etwa Gedanken lesen? Ihm wurde klar: er hatte sich in die ganze Familie Deja verliebt – auf jeden Fall in den anwesenden Teil!

Teresa fühlte, wie Brenn neben ihr mit sich kämpfte. Sie fasste seine Hand und drückte sie fest. Eine Träne kullerte verstohlen über ihre Wange. Dann stand sie auf und verkündete, um einen beiläufigen Ton bemüht: »Phuhh, mir wird allmählich heiß! Ich geh mir mal was Leichteres anziehen vor dem Essen!«

Es dauerte, als sie im Schlafzimmer verschwunden war. Immerhin hatte sie ja nicht bloß einen Ferienkoffer mitgebracht, für sie war es ein richtiger Umzug. Also würde sie aus dem ganzen Fundus ihrer Garderobe auswählen können. Brenn war von der Ruhe und auch von der wohligen Wärme etwas eingenickt, als ihn aus dem Schlafzimmer ein erstickter Schrei aufschreckte. Dann rannte Teresa geduckt in die Stube und flüsterte: »Runter..., duckt euch! Francis, ich glaube, da sind Soldaten hinterm Haus!«

Etwas verschlafen machte er: »He.., was ist denn jetzt los..., machst du Witze?«

Doch sie beschwor ihn: »Psst, leise, seid leise! Löscht das Licht. Ich sah sie durchs Gestrüpp schleichen, verumumt mit so schwarzen Wollmasken! Sie haben Gewehre!«

Brenn war ziemlich irritiert. Soldaten! Sie waren doch nicht im Krieg! Miezsko schien seine Schwester jedoch ernster zu nehmen und robbte auf allen Vieren dem Boden entlang um die Ständerlampe auszuknipsen. Brenn blies die Kerzen aus, nahm Józefa auf, trug sie auf die dem Fenster gegenüber liegende Seite und setzte sie hinter der Polstergruppe ab.

»Was hat Mami?«

»Sie hat sich nur erschreckt! Du musst jetzt ganz still sein, Józefa!«

Dann tappte er zum Fenster und versuchte vorsichtig, im Schneetreiben etwas zu erkennen. Aber da rührte sich nichts.

»Bist du ganz sicher, Teresa, dass es nicht etwa ein Tier war?«

Das wäre immerhin naheliegend gewesen, bedachte man die abgelegene Lage des Häuschens. Doch Teresa wehrte ab: »Mit Gewehren im Anschlag! Ich habe sie doch gesehen!«

Er ging zur Küche, löschte auch dort zuerst das Licht und spähte dann durch die Fensterscheiben. Doch er konnte trotz intensivstem Beobachten nichts entdecken. Er ging zur Haustür und trat ins Freie. Durch den Schnee war die Umgebung hell genug, dass er eigentlich jeden hätte sehen müssen, der auftauchte. Allerdings gab es natürlich genug Versteckmöglichkeiten in dem dichten Gehölz rund ums Haus. Er spitzte die Ohren. Doch da war nicht das leiseste Knacken, kein Huschen, nichts. Er kehrte zögernd ins Haus zurück. Im kleinen Gang hatten sich Teresa und Miezsko an die Wand gedrückt und blickten ihn mit angehaltenem Atem fragend an.

»Ich kann nichts entdecken. Es gibt auch nicht das geringste Geräusch da draussen.«

Sie rangen sich nach gemeinsamem Ratschlagen dazu durch, wieder das Licht anzumachen. Teresa blickte hie und da noch ängstlich zum Fenster hin, aber schon bald machten sich Brenn und Miezsko lustig über sie. Dann begannen sie trotz der Aufregung mit der Vorspeise. Hungrig und mit großem Genuss machten sie sich darüber her. Es war ja heute spät geworden mit diesem Nachtessen, es ging schon gegen zehn. Teresa holte eine Platte um die andere aus der Küche. Gerade als sie aus der Türe trat, ging im ganzen Haus das Licht aus. Nach etwa einer Minute war es wieder da.

»Das... das gibt es öfters hier!« sagte Teresa, aber wohl eher zu ihrer eigenen Beruhigung. Dennoch schlug Brenn vor, er wolle mal den Sicherungskasten überprüfen und auch nachsehen, ob etwa ein paar Ersatzsicherungen vorhanden

wären. Teresa folgte ihm mit einer Kerze, da die Lampe in dem kleinen Zwischenräumchen ebenfalls defekt war. Die elektrische Einrichtung schien auf den ersten Blick in Ordnung, doch fanden sich keine Sicherungen für den Fall einer Panne. Nun denn, sie hatten ja immer noch Kerzen. Als sie die Wohnstube betraten, war Miezska nicht da. Teresa rief ängstlich nach ihm.

»Gefreiter Deja meldet sich zurück von der Front!« kam es von der Haustüre her. Auch er hatte einen Blick nach draussen geworfen und ein weißer Schneekranz umsäumte sein Haar. Teresa atmete auf. Ihre Nerven lagen offensichtlich ziemlich blank. Dann blickten sich alle drei an und fast wie aus einem Mund kam es: »Und wo ist Józefa?«

Seit das Licht wieder angegangen war, hatte sie keiner mehr gesehen. Auf jeden Fall saß sie nicht mehr an ihrem Platz. Eine Sucherei in allen Räumen ging los. Doch das kleine Häuschen hatte keinen großen Grundriss, so dass sie sich bald wieder in der Stube fanden.

»Sie ist nirgends zu finden!« fand Miezska als erstes wieder die Sprache.

»Hatten wir das nicht schon mal?« spielte Brenn darauf an, dass man Jozy des öfteren suchen musste.

Teresa jedoch ließ sich nicht so schnell beruhigen: »Bei der Kälte ist sie gewiss nicht nach draussen gegangen! Und hier unten ist sie auch nicht!« Sie zitterte.

»Was ist denn eigentlich da oben?« fragte Brenn.

»Nichts! Das heißt, es gibt ein wenig Zwischenraum bis zum Dach, man könnte nicht mal aufrecht stehen, außer vielleicht grade in der Mitte. Dort wird Brennholz eingelagert.« wusste Miezska.

Brenn war skeptisch. Er sagte sich, dass Józefa sehr neugierig und sehr einfallsreich war. Wenn es eine Möglichkeit gab, nach oben zu kommen, hatte sie den Weg womöglich gefunden. Sie mussten ihm zeigen, wo der Ausgang war. Durch das Schlafzimmer gelangte man in ein drittes, jedoch sehr kleines Zimmer, eine Art Bügelzimmer. Es hatte vermutlich auch schon als Vorratskammer gedient, denn an einer Wand stand ein Gitterschränkchen für Lebensmittel. Das Zimmer war eiskalt. Ihm fiel auf, dass das Fenster nur angelehnt war, der Boden davor war feucht. Doch er erwähnte seine Beobachtung nicht, um nicht noch mehr Panik zu verbreiten. An der Decke erblickte er eine quadratische Holzklappe mit einem runden Knauf, welche aller Wahrscheinlichkeit eine Scherentreppe verbarg. Diese Klappe wäre nun eindeutig unerreichbar gewesen für Józefa.

»Weiß jemand, ob die Treppe heute einmal unten war, ist jemand von euch in diesem Zimmer gewesen?«

»Ich war in allen Zimmern und habe gelüftet, bevor ich eingeeizt habe! Die Klappe war die ganze Zeit oben!« erwiderte Miezska.

»Und das Fenster?«

»Habe ich wieder verschlossen, wie alle übrigen auch!«

Brenn war mulmig zumute, denn ganz offensichtlich musste das Wasser auf dem Boden ja von irgendwoher gekommen sein und das Fenster war jetzt nicht mehr verschlossen. Mit an den Mund gelegtem Finger bedeutete er den anderen, sie sollen leise sein und flüsterte: »Geht raus, aber haltet euch von den Fenstern fern.«

In diesem Moment hörte er ein Geräusch von oben. Leise schleifte etwas über die Diele. Józefa war das sicher nicht, dafür tönte es viel zu schwer. Er schaute sich um und kam zu der Lösung, aus der Küche einen kleinen Tisch zu holen, den er unter die Holzklappe stellte. Wenn seine Schätzung stimmte, genügte es jetzt, wenn er das Schränkchen darauf stellte, dass dem ungebetenen Gast der Ausgang versperrt wurde. Es fehlten etwa noch Handbreit dazu. Miezsکو, der aus Neugierde eben wieder hereingekommen war, sah es auch. Er holte zwei Holzprügel welche sie gemeinsam unter die Decke klemmten. Das saß!

»Ich glaube, es ist höchste Zeit, die Polizei anzurufen!«

Miezsکو zuckte mit den Schultern.

»Na hör mal, findest du nicht, dass hier irgend etwas Seltsames abgeht?«

»Mag ja sein! Aber was sollen die Bullen dabei? Und bist du dir bewusst, wo wir hier sind?«

»Also ich geh jetzt anrufen!«

»Würde ich echt nicht machen!« warf Miezsکو etwas zu beiläufig hin.

»Miezsکو, sag mal, verschweigt ihr mir etwas?«

Der druckte herum, aber Brenn spürte, dass er am liebsten geredet hätte. Also insistierte er: »Wenn es da etwas gibt, das ich wissen müsste, dann ist jetzt der Moment gekommen, wo du mich aufklärst!«

Miezsکو kratzte sich in den Haaren und machte kleinlaut: »Teresa meinte, du würdest wütend werden!«

»Also, jetzt werde ich dann gleich wütend, wenn du nicht rausrückst was los ist! Was habt ihr wieder angestellt?«

»Na gut, ich bin sowieso der Meinung, dass du es wissen musst! Wir haben die Mosaik hierher gebracht! Bei Konopski wurde nämlich eingebrochen, die Opalka wurde überfallen. Aber die Idioten haben nichts gefunden. Doch dann fanden wir, es sei höchste Zeit, die schönen Bilder in Sicherheit zu bringen. Bist du jetzt wütend?«

»Dazu habe ich im Moment zum Glück keine Zeit! Aber was ihr da gemacht habt, ist Wahnsinn und weisst du wie gefährlich! Ich selbst habe ja damit spekuliert, die Werke irgendwohin in Sicherheit zu bringen. Aber hier sind sie nicht sicher.

Hier sind jetzt vermutlich nicht einmal mehr wir sicher!«

Und als brauchte Brenns Aussage noch eine Bestätigung, klirrte jetzt Glas auf der Rückseite des Häuschens, ein Schuss folgte- dann wieder Stille. Unweit der Haustüre schrie ein Mann auf und fluchte lautstark – die Türe wehte auf – ein roter Ball flitzte ins Haus, der sich nach dem Abbremsen als Józefa entpuppte!

»Mami - Mami – da draussen ist ein böser Mann!« Sie hatte „Mami“ gerufen, war jedoch instinktiv hinter Brenn gerannt und umklammerte mit beiden Händchen sein Hosenbein. Erstaunlicherweise vertraute sie offenbar seiner Fähigkeit, sie zu beschützen, bereits besser. Für ihn übersetzte Teresa das Gefluhe draussen: »Sie hat ihn allem Anschein nach gebissen! Jetzt flucht er – auf russisch!«

Brenn versperrte geistesgegenwärtig die Türe.

»Gibt es etwa zufälligerweise eine Waffe im Haus?« fragte er.

»Klar, es gibt eine Flinte, wegen der wilden Tiere!« flüsterte Miezska und holte sie und ein Paket Munition aus einem Kasten im Flur hervor. Brenn prüfte und entsicherte sie. Sie war gladen,

»Teresa, bleib mit Józefa hier, geht nicht zu den Fenstern!«

Dann klirrten Fensterscheiben im Wohnzimmer, etwas plumpste zu Boden. Es war ein Molotowcocktail. Der Teppich fing Feuer. Als Brenn darauf zuhechtete, um mit dem Teppich die Flammen zu ersticken, piff ein weiterer Schuss an seinem Ohr vorbei. Natürlich hatte er bei seinem Manöver die Flinte fallen lassen müssen, schon weil ihm sein linker Arm noch nicht recht gehorchte, er würde sie jetzt nicht mal mehr verteidigen können. Er rollte hinter die Polstergruppe, wo Józefa trotz seiner Bitte, in der Diele zu bleiben, kauerte. Er packte sie an seine Brust und rannte mit ihr geduckt in den Gang hinaus. Doch im Türrahmen verspürte er einen Schlag am rechten Arm, fast wäre ihm das Mädchen entglitten, aber er ging so in die Knie, dass sie auf ihre Beinchen zu stehen kam. »Renn Jozy, renn zu deiner Mutter!« keuchte er. Er war getroffen, Blut sickerte durch seinen Jackenärmel. Doch er robbte weiter, um wieder zum rückwärtigen Fenster zu blicken. Im Schein des Feuers sah er jetzt auch zwei Männer in schwarzen Uniformen mit Gesichtsmasken und Gewehren am Fenster vorbeihuschen. Offensichtlich sollten sie ausgeräuchert werden. Ihre Lage wurde allmählich ziemlich brenzlich: sie hatten die Wahl, zu verbrennen oder erschossen werden!

»Du kannst doch russisch. Wir müssen ihren Anführer sprechen. Ich denke, es geht um die Mosaik, welche mal unter Konopskis Bett versteckt waren, verdammt! Geben wir ihnen halt das Zeug!« Teresa blickte ihn ängstlich an und versuchte sich zu rechtfertigen: »Ich hätte es dir schon noch gesagt. Jetzt ging es halt zu schnell!«

»Ihr seid verrückt..., ihr seid alle beide verrückt, Teresa!« im Widerspruch zu

diesen Worten lag jedoch zuviel Wärme in seiner Stimme, als dass er echt wütend sein konnte. Teresa war jetzt sicher, er stand auf ihrer Seite – trotz allem.

In den Lärm der Stimmen draussen mischten sich plötzlich scharf ratternde Maschinengewehr-Salven. Schwere Motoren näherten sich aus mindestens zwei Richtungen. Einzelne Schüsse peitschen durch die Nacht – die jedesmal scharf von Maschinengewehrsalven beantwortet wurden. Unvermittelt wurde die ganze Gegend taghell erleuchtet. Mehrere Scheinwerfer waren gleichzeitig angegangen. Eine näselnde Megaphonstimme ertönte auf polnisch. Dann war es für einen beklemmenden Moment lang vollkommen still. Es polterte an der Haustüre. Brenn, der der Türe am nächsten stand, war unschlüssig, er hatte die polnische Stimme nicht verstanden, wusste nicht, hatten sie es mit Freund oder Feind zu tun. Die Entscheidung wurde ihm mit brutaler Gewalt abgenommen: mit schwerem Gerät wurde die Türe einfach eingedrückt. Im Pulverdampf stand, von einem gleißenden Lichtsaum umgeben: »Kroloff?« machte Brenn erstaunt.

»Was ist los?«

»Ich meine: Karlow! Wie kommen denn sie hierher?«

Brenn hatte im ersten Schreck wieder seinen falschen Namen genannt.

»Das frage ich sie..., wie kommt es, dass sie hier sind? Müssen sie denn eigentlich überall dabei sein? Ich muss schon sagen Herr Brenn, langsam werden sie mir unheimlich! Unheimlich und lästig!«

»Was ist denn da draussen los?« fragte Brenn.

»Wir haben hier etwas aufgeräumt!« meinte Karlow launig. Und in der Tat erhaschte Brenn einen Blick auf am Boden liegende Körper auf dem Vorplatz. Es schien, dass sich nicht mehr alle bewegten. Waren die, welche sie mit Planen zudeckten, etwa tot? Ein Krankenwagen mit Blaulicht stand in einiger Distanz vor dem Haus. Geschossen wurde nicht mehr, was vermutlich bedeutete, dass der Feind aufgegeben hatte. Dem mehrfachen Stöhnen nach zu urteilen musste es mehrere Verletzte gegeben haben. Auch Brenn lehnte jetzt keuchend an einer Wand, sein rechter Arm hing kraftlos hinunter.

»Wo steckt Grabowski?« fragte Karlow.

»Grabowski!« rief Brenn erstaunt aus, »wie kommen sie auf den Gedanken, dass der hier wäre?«

»Wir sind ihm heute Nachmittag hierher gefolgt. Er müsste als erster angekommen sein!«

Jetzt gewahrte Brenn, dass er den ungebetenen Gast da oben in der Hitze des Gefechts fast vergessen hatte. Sollte das etwa...? Er berichtete Karlow von den Geräuschen auf der Diele. Der hieß sie alle vier in Deckung gehen, am besten zum Haus hinaus. Aber das wollte Teresa nicht, also verschanzten sie sich in der Diele. Karlow ging hinaus, Befehle durch die Nacht schnarrend. Dann wälzten

sich etwa acht schwer mit Helmen und Sichtvisieren verummte Scharfschützen ins Haus und drangen zu dem kleinen Raum vor, wo Brenn und Miezska eine Sperre für den Treppenaufgang errichtet hatten. Man konnte hören, wie sie unsanft die Möbel wegschafften. Nachdem eine zeitlang nur das Poltern ihrer Stiefel das Haus erfüllte, wurde es einen kurzen Moment mucksmäuschenstill, dann hörte man das scharfe Ritsch-Ratsch als sie die Waffen entsicherten. Karlows Befehle ertönten erneut metallend, dann splitterte Holz, man vernahm ein Poltern und ein Gerangel. Bereits wenige Minuten später kamen die Männer zurück und hatten zu Brenns Erstaunen Grabowski untergefasst, ohne dass ein weiterer Schuss gefallen wäre.

»Jan! Was zum Teufel treibst denn du hier?« rief Brenn irritiert aus.

»Ich wollte kommen, euch zu warnen! Aber es war schon zu spät! Ich hätte euch nur noch mehr in Gefahr gebracht, wenn ich runter gekommen wäre und euch in Panik versetzt hätte!«

»So ein feiger Heiliger! Grabowski wollte euch warnen, dass er selbst euch diese Brüder da draussen auf den Hals gehetzt hat!« machte Karlow abschätzig.

»So ist es natürlich nicht!« wehrte sich Grabowski beleidigt.

»Weißt du, was dein Problem ist Grabowski? Dass du immer mit allen Seiten Geschäfte machst, kriegst deinen Hals nie voll! Das war früher schon so. Ihr müsst wissen, dass unser Geheimdienstler hier schon im Ausland gearbeitet hat, als das noch Republikverrat genannt wurde. Er hatte Glück, wir haben ihn darauf nur stillgelegt!«

»Jan, sag dass das nicht wahr ist! Du hast doch nicht etwa unsere Informationen für Adeline Gassmann an die weitergegeben?«

Aber der kam nicht mehr dazu, zu antworten, Karlow ließ ihn unsanft abführen. Er blickte ihm abschätzig nach und machte zu Brenn: »Er ist eine richtige Sau, sie können mir glauben! Das hier haben sie ihm zu verdanken!« Er zeigte dabei nach draussen.

Da ertönte schrill der Küchenwecker, Brenn schnellte herum um machte sich mit blutendem Arm Richtung Küche auf.

»Aber Francis, lass das, du wirst doch jetzt nicht in die Küche gehen..., und schau, wie du blutest!« rief Teresa besorgt.

»Ich werde in keinem Fall ein Rindsfilet und schon gar keines im Teig zulange im Ofen lassen! Bedenke doch, wie viele Menschen sich überhaupt so ein Stück Fleisch leisten können, und das unter der Woche!« beharrte er dickköpfig.

Miezska grinste diebisch, wie Brenn Teresa zitierte. Die Beamten um Karlow standen mit hängenden Kiefern dabei. Sie waren schockiert, denn immerhin war für sie hier so etwas wie ein Krieg im Gange und die Gegend noch unsicher, bis man die Gewissheit hatte, tatsächlich alle Angreifer erwischt zu haben. Dass hier

ein Mann mitten in Chaos und Gewalt um die Würde seiner Kochkunst kämpfte, war für sie außerhalb jeglicher Vorstellungskraft.

Natürlich konnte Francis mittlerweile keinen seiner beiden Arme mehr gebrauchen, der Schuss war ausgerechnet in den noch gesunden Oberarm eingedrungen. Teresa half ihm und zog heulend mit dicken Handschuhen das Filet aus dem Ofen. Brenn machte noch eins drauf, indem er den verbiesterten Karlow fragte: »Essen sie mit? Es schmeckt am besten ganz heiß!«

Teresa rief entsetzt: »Francis!«

Doch der bemerkte nur lakonisch: »Was soll schon sein, vom Kartoffelgratin haben wir sowieso zuviel!«

»In ihrem Zustand wäre es klüger, sie würden sich endlich medizinisch versorgen lassen, draussen im Sanitätswagen! Schauen sie nur, sie verbluten ja alles!« erwiderte Karlow genervt.

Bei Miezsco erwachte wiederum die gestrenge Krankenschwester und er schob Brenn geradezu zur Tür hinaus. Allerdings musste Brenn längere Zeit warten, bis man sich um ihn kümmerte, denn da waren noch bedeutend versehrtere Männer vor ihm, der Kübel mit blutigem Verbandmull quoll in dem Sanitätswagen über. Ein junger Soldat der Karlowschen Truppe stand schlotternd an die kalte Wagenwand gelehnt und blutete tapfer vor sich hin, verschwitztes, blondes Haar hing ihm in sein Gesicht. Doch angeschossen war er nicht. Mit schwachem Lächeln deutete er ins Dunkel neben dem Häuschen. Brenn begriff: er war in das kleine Gewächshaus gefallen, dessen Überreste sich dort befanden und hatte sich unzählige Schnittwunden geholt. Überhaupt beobachtete Brenn hier bei Lichte, dass es wohl doch keine Toten gegeben hatte. Auf jeden Fall schienen die Verletzten, zumindest die, die er von hier aus sehen konnte, auf ihren eigenen Beinen zu stehen. Nachdem ihm ein vollkommen sprachunkundiger Sanitäter trotz seines Protests zu seiner Konsternation den Ärmel seines sportlichen und unbezahlbaren Boss-Jackets kurzentschlossen aufgeschnitten hatte, prüfte ein Arzt kurz seine Wunde. Er hatte offenbar erneut Glück gehabt, es war ein glatter Durchschuss, keine Kugel steckte. Trotzdem wollten sie ihn auf eine Bahre schnallen zum Abtransport in ein Spital. Er wehrte sich resolut dagegen, auch dass er eine Beruhigungsspritze erhalten sollte. Ihm war, dass man ihn in letzter Zeit, wo er auch hinkam, dauernd einschläfern wollte. Was er zuließ, war gerade noch eine Spritze mit einem Antibiotikum, da sah er immerhin einen Sinn darin, eine Starrkrampfspritze hatte er jedoch schon anlässlich seines letzten Abenteuers bekommen. Als die Wunde gereinigt und verbunden war und er für einen Moment gelegen hatte, ging es ihm insofern wieder besser, als sich sein Hunger mit Vehemenz zurückmeldete. Er benutzte das Durcheinander auf dem Platz um wieder ins Haus zu gelangen.

Teresa und Miezsco waren bereits daran, die eingeschossenen und

eingeschlagenen Fenster notdürftig mit Karton abzdichten. Zwei angekohlte Stühle und den Teppich hatten sie bereits ins Freie befördert. Karlow hatte doch tatsächlich zwei Mann abkommandiert, die sich an der eingeschlagenen Haustüre zu schaffen machten. Alles in allem sah es nicht danach aus, dass sie ausziehen wollten. Karlow blickte irritiert auf Brenn, doch Francis tat so selbstverständlich, dass der in dem Durcheinander vergaß, welche Gemeinheiten er zu ihm hatte sagen wollen.

Karlow's Männer waren noch lange im und ums Haus beschäftigt, drei Mann wollte er auch zur Wache hier zurücklassen. Als sich das Gewusel im Haus endlich legte, meldete sich Brenn, der in einem Sessel gedöst hatte, wieder zu Wort. Er unterstrich, dass er es ernst damit meinte, dass sie jetzt weiter essen und Karlow zur Tisch bitten sollten. Teresa machte einen verunsicherten Eindruck. Vielleicht war für sie Karlow eine Respektsperson, die man nicht einfach so am Familientisch haben wollte. Doch Brenn kannte da keine solchen Vorbehalte. Und so kam es, das sich Karlow, unter dem Vorwand, in jedem Fall ja noch Befragungen durchführen zu müssen, nach langem hin- und her zu ihnen setzte. Man musste natürlich die ganzen Speisen wieder aufwärmen, was Brenn dazu veranlasste, darüber zu meckern, dass das Zeug frisch aus dem Ofen besser geschmeckt hätte, um dann aber doch tüchtig mitzuessen. Teresa blickte ihren Brenn immer wieder ungläubig von der Seite her an – dass er in diesem ganzen Elend einfach das Thema wechseln, ausufernd über Essen reden konnte! Von links reichte sie ihm Häppchen, von rechts half ihm Miezsko, das Fleisch zu zerschneiden. Francis konnte jetzt knapp noch mit der linken Hand eine Gabel zum Mund führen. Ein Glas zu halten gelang ihm zu seinem nackten Entsetzen kaum mehr. Vielleicht würde man ihm gar beim Rauchen helfen müssen! Dieser Gedanke ließ ihn völlig trübsinnig werden.

»Wenn sie nicht so eine verrückte Truppe wären, säßen wir jetzt alle nicht hier in diesem Debakel!« fand Karlow wieder zu Stimme, nachdem er sich den Mund abgewischt hatte. Zuvor hatte er schweigend vom Rindsfilet im Teig und der Gemüseterrine gegessen, sichtlich beeindruckt, wie gut solche Lebensmittel doch tatsächlich schmecken konnten. Aber dann war es ihm auf einmal peinlich geworden, dass er vor lauter Genießen seiner Rolle nicht mehr nachgekommen war.

Brenn schaute wie ein satter Kater in die Runde. Er fühlte sich nun doch allmählich sehr müde. Leicht lallend fragte er Karlow: »Wie nur wussten sie, dass dieser Überfall auf uns stattfinden würde?« Karlow eröffnete ihm: »Nun gut, ich werde ihnen gewiss nicht alle unsere Geheimnisse auf die Nase binden. Aber nur soviel, Brenn: in der Sputnikbar wäre ihnen wohl nichts passiert, hätten sie sich vorher nicht bei meinen Männern so aufgespielt!«

»Ach, das waren auch ihre!« rief Brenn aus.

»Ja, und nach ihrer Standpauke hatten die keine Lust mehr, ihnen weiter zu

folgen! Wir geben natürlich jede Beschattung sofort auf, wenn wir erst mal entdeckt worden sind. Aber für sie war das doch ihr Verderben!«

»Konnte ich denn ahnen, dass ich in Warschau Personenschutz brauche, wenn ich in eine Bar gehe?« nuschelte der havarierte Brenn streitlustig.

»Nicht in irgendeine Bar..., nicht in irgendeine Bar, Brenn! Sie waren auf dem Weg in eine Falle! Und aufgrund unserer Verdachtsmomente hätten wir eingreifen können!«

»Dann ließen sie mich also eigentlich die ganze Zeit völlig selbstlos nur zu meinem eigenen Schutz beschatten, Karlow?«

»Nun..., also..., ich meine natürlich ...«

»Schon gut Karlow, sparen sie sich die Mühe! Reden wir lieber von Borys! Haben sie den nun verhaftet, wie sie es angekündigt hatten?«

»Angekündigt hatte ich das nicht, das sollte bloß eine Warnung sein. Wir verfügen inzwischen über Erkenntnisse, dass Herr Chikowsky absolut nicht mehr zu dem Kreis der Verdächtigen zu zählen ist!«

Er sprach dieses „Herr Chikowsky“ so spitz aus, dass in Brenn der Verdacht aufkeimte, Karlow selbst betrachte die Spiegelfechterei um Borys bloß als ein Spiel, nach dessen Übereinkunft es sich um Borys handle. Aber im Grunde sei man im Bilde, das man es nicht mit dem wahren Borys zu tun habe. Doch war er vielleicht bloß überreizt und bildete sich das ein. Laut fragte er: »Ach ja! Auf einmal! Und woher haben sie diese Einsicht?«

»Nun, es gibt da Zusicherungen von allerhöchster Stelle! Absolut zuverlässige Erkenntnisse!«

Die alte Füchsin Charlotte Kraft hatte also tatsächlich Beziehungen bis in „allerhöchste Stellen“, wie ihm Grabowski schon glaubwürdig berichtet hatte, anders war der plötzliche Wandel nicht erklärbar. Man würde ihren falschen Borys aller Wahrscheinlichkeit nach in Ruhe lassen!

Francis bedeutete Teresa mit den Augen, sie solle Karlow Wein nachschenken. Wenn die Sache mit ihm so gut lief, konnte es nicht falsch sein, ihn noch ein wenig aufzuheitern! Er raunte Miezska zu, eine seiner Cognac-Flaschen zu holen, eine schlanke, welche er von Zuhause mitgebracht hatte, damit man zum Kaffee ein Gläschen trinken könne. Karlow war begierig darauf, das Etikett zu begutachten. Es war ein schlichtes, handgeschriebenes Etikett mit einer ziemlich alten Jahreszahl auf einer nicht minder schlichten Flasche. Der Cognac floss wie Honig die Kehle runter und war absolut großartig.

»Mein Gott, wo finden sie so etwas?« fragte Karlow entrückt mit bereits ziemlich glänzenden Augen.

»Oh, ich mache ab und an kleine Reisen zu meinen ehemaligen Schwiegereltern.

Leben in Frankreich. Dort habe ich einen kleinen Umweg zu einem Schloss mit einem berühmten Namen gemacht. Vorausgesetzt der Schlossherrin gefällt ihre Nase und natürlich ihr Scheck, können sie zu so etwas kommen. Und wo ich die her habe, da gibt es noch mehr davon!«

Brenn war sicher, dass, was Karlow betraf, das dicke Ende noch kommen würde. Aber er sagte sich, je länger es ihnen gelang, ihm Alkoholika einzufloßen, umso weniger scharfkantig würden seine Schrapnellsplitter sein, die er umherschleudern würde.

Er bemerkte ab und zu Teresas besorgte Blicke, denn beide Männer hatten bereits einen vernehmlichen Zungenschlag und sprachen und lachten auch schon ziemlich laut.

»Ist es nicht drollig,« rief Karlow leutselig in die Runde, »ich bin im Dienst, aber ich wehrte bis jetzt noch kein Glas ab, mit der Ausrede, ich sei im Dienst!«

»Sie können es sich halt eben leisten, Karlow!« bekräftigte Brenn hinterlistig.

»Genau! Wir sind eben nicht von der Polizei..., wir sind keine Polizistchen!«

»Nein, das sind sie nicht! Darauf ein Prosit, Genosse Karlow!« rief Brenn aufgeräumt. Karlow runzelte die Stirn.

»Gerade von jedem aus dem Westen goutierten wir solche Scherze ja nicht! Bei ihnen ist das vielleicht ein wenig anders. Sie sind gewissermaßen instinksicher, wann sie so etwas anbringen können. Sie finden sozusagen den richtigen Moment!«

Brenn war sicher, es fehlte nicht mehr manches Glas und der Genosse würde ihm um den Hals fallen und Verbrüderung feiern wollen. Ob dann seine Gefährlichkeit gebannt sein würde..., nun, wer konnte das wissen?

Als der Moment kam, wo er die Katze aus dem Sack ließ, hatte er den Zeitpunkt für einen würdigen Auftritt entschieden verpasst. Er stand leicht tapsig auf und musste sich auf der Tischkante abstützen. Dann begann er, um Ernsthaftigkeit bemüht, aber schleppend mit feuchter Aussprache: »Und jetzt kommen wir zu dir, Genossin Deja!« Alle lachten fröhlich und Karlow lachte unfreiwillig mit. Die „Genossin“ hatte er jedoch kaum als Scherz gedacht, das war ihm ziemlich sicher so rausgerutscht. In dieser heiteren Umgebung blieb ihm aber nichts anderes übrig, als gute Miene zum etwas gemeinen Spiel zu machen.

»Nein, im Ernst, Kinder, was ich euch nun fragen muss: wo habt ihr das Zeugs versteckt?«

»Welches Zeugs meinen sie, Herr Karlow?« fragte Teresa unschuldig zurück.

»Die Sachen von Konopski, die ihr hierher gebracht habt!«

Brenn überlegte sich, wenn er jetzt immer noch von „Sachen“ sprach, dann ließ er nur einen Versuchsballon steigen, dann wusste er noch immer nicht, auf jeden Fall nicht genau, was los war.

»Ja, haben wir hier denn etwas von Wert hergebracht....? Vielleicht meinen Cognac? Zugegeben, das ist natürlich schon ein Schatz, immerhin vier Flaschen!« Brenn raffte sich mit äußerster Anstrengung auf, Karlow nochmals nachzuschicken. Zum ersten Mal heute Abend gelang es ihm zur Not wieder mit der linken Hand. Mit geheimnisvollem Flüstern schob er nach: »...und eine davon findet heute Abend vielleicht den Weg zum Herrn Major!«

Gedankenverloren trank der das ganze Glas in einem Zug leer und beharrte mit starrem Blick: »Ihr müsst hier was gebunkert haben – die wären doch sonst nicht mit ihrer ganzen Armee angerückt!«

Dann hatte Brenn die rettende Idee: »War das nicht etwa der Grabowski! Er hat sicher falsche Schlüsse gezogen, ohne etwas Konkretes zu wissen! Immerhin hatten ja fast ein Dutzend ihrer Leute Gelegenheit, in den letzten Stunden das ganze Haus auf den Kopf zu stellen. Wenn da etwas wäre, hätten die es doch gefunden, oder täusche ich mich etwa? Immerhin ist das Gebäude nicht sehr weitläufig!«

Er schenkte Karlow nochmals nach. Diesmal waren seine Bewegungen bereits weniger schmerzhaft.

»Grabowski?« kam es dumpf aus Karlows Mund, als hörte er den Namen zum ersten Mal. Er stand unsicher auf und schaute ziellos in die Runde.

»Ja, sie sagten ja selbst, Grabowski habe der Mafia einen Tipp gegeben, aber er hat sich bestimmt etwas Falsches eingebildet.«

Miezsko kam mit frischem Kaffee herein. Teresa nahm Brenn beiseite und erklärte ihm hastig flüsternd: »Die Mosaik sind da unten!«

»Wo: da unten? Das Haus hat doch gar keinen Keller, sonst hätten wir ihn entdeckt.«

»Kein Keller, nein! Aber einen zementierten Aushub, wo man Gartengerät und ein paar Vorräte unterbringen kann! Man muss in der Diele bloß den Teppich entfernen, dann kann man den Deckel aufziehen!« flüsterte Teresa erregt.

Brenn wandte sich wieder Karlow zu und bat ihn, sich doch zu setzen. Er goss ihm tüchtig Cognac in den Kaffee. Miezsko bat er, ihnen Zigarren zu bringen. Zuerst gab er Francis Feuer, darauf Karlow. Respektlos herrschte er ihn an: »Sie müssen ziehen, nicht blasen!« Der strahlte ihn glücklich an, meinte etwas einfältig: »Danke, dank dir..., guter Junge! Als ich so jung war wie du, war ich auch so ein hübscher Bengel!«, grabschte ihm nach der Brust und tätschelte seinen Hintern. Miezsko zog sich mit einem Blick zur Decke zurück. Dann rülpste Karlow ausgiebig. Als Brenn ihm zugprostete, versuchte Karlow andeutungsweise, sich zu erheben mit den Worten: »Prost, mein guter Brenn! Ich bin Iskander! Ist halt kein polit... politischer.. ähem, polnischer Name, aber Polen geht ja sowieso unter!« und plumpste krachend wieder auf seinen Stuhl zurück.

»Ich bin Francis! Auch kein schweizerischer Name!«

»Prost Francis! Trotzdem auf die Schweiz!« und nach einer langen Pause begann er mit glasigem Blick zu philosophieren: »Ihr habts gut! Die Schweizer habens gut! Aber bei uns...! Nichts ist mehr wie früher, alles zerfällt! Ist dir das auch schon aufgefallen? Und werden die jetzt glücklicher sein? Nein, jetzt sind sie auch nicht zufrieden! Alle irren umher und keiner sagt ihnen, was recht oder unrecht ist! Keiner versteht mehr unsere Welt! Früher war das alles viel einfacher..., einfach übersichtlicher! Jetzt hört uns ja keine Sau mehr zu, keine Sau! Die lachen dir doch glatt ins Gesicht! Es gibt keine Autorität mehr! Oragi...-origani..., organisiertes Verbrechen überschwemmt uns, heisst es! Stell dir vor, deshalb brauchen wir jetzt sogar eine eigene Dienststelle, meine Dienststelle! Ich verdanke mein Büro dem Zerfall! Das gab es früher so nicht. Was war den daran nicht recht, he..., kannst du mir das erklären? Die Menschen wollen ständig etwas anderes, als das, was sie haben! Da müht man sich ab..., wozu eigentlich die ganze Veranstaltung? Wirds denn je besser kommen? Kommt da eigentlich überhaupt noch was, he- Francis?«.

Brenn hatte seinen Kopf auf die Brust sinken lassen. Dann sagte er leise: »Wenn wir da etwas in Sicherheit gebracht hätten, Iskander, das Konopski gehörte, es wäre doch jetzt immerhin Boryss Eigentum, nicht wahr?«

»Borys? Borys ist ein ganz, ganz armer Mann, so oder so!« brabbelte Karlow rührselig.

»Siehst du, Iskander, deshalb genügt es doch, wenn der arme Borys zu seinem Erbe kommt. Dafür stehen wir natürlich ein und alles wird gut werden! Ich nehme doch nicht an, dass ihr die Sachen beschlagnahmen müsst? Die gehören jetzt doch rechtmäßig Borys!«

Karlow hob seinen dünnen, geraden Zeigfinger in die Luft und rief etwas zu laut: »Alles für Borys!« um immer leiser werdend zu wiederholen: »so ein armer Junge..., ein ganz armes Schwein!« Er hatte wässrige Augen. Gleich würde er zu heulen beginnen.

Es klopfte an der provisorisch wieder eingesetzten Türe. Draussen stand einer von Karlows Soldateska und schlug militärisch die Haken zusammen. Ob der Herr Major zu fahren wünsche, sie wären bereit für den Fall. Der Herr Major wünschte. Unter der Türe brabbelte er noch weiter: »... und ihr gebt alles dem Borys, nicht wahr, Francis! Ihr Schweizer wart schon immer gute Vermögensverwalter!« Beim Abschied winkte er ihnen trunken zu, die wertvolle Cognacflasche, die ihm Brenn geschenkt hatte, wiegte er liebevoll wie ein kleines Kind im Arm. Dann verschwand das Gefährt rasch in der Nacht. Drei Mann hatte er zurückgelassen. Sie standen jetzt in martialischer Gefechts-Vermummung unschlüssig und vermutlich ohne allzu scharf umrissenen Befehl im Schnee vor dem Haus, bis Brenn sie in die warme Küche holte. Sie leisteten der Einladung

nicht lange Widerstand. Auch an ihnen vollzog sich alsdann die wundersame Verwandlung in gewöhnliche Menschen mittels Brenns Zaubertrank. Die Nacht war eisig, der Cognac wärmte Herz und Kehle. Alle waren erschöpft von diesem ereignisreichen Tag. Schon bald drang kein Ton mehr aus dem kleinen Häuschen, mitten im Wald.